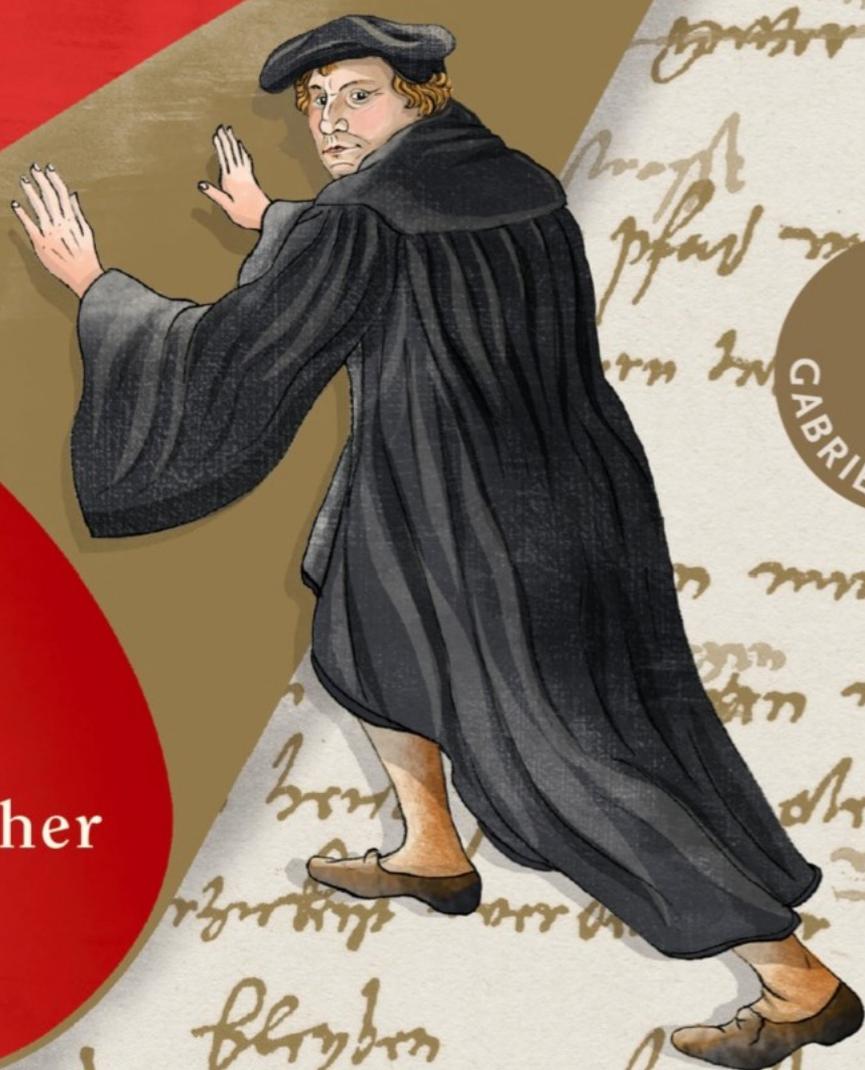


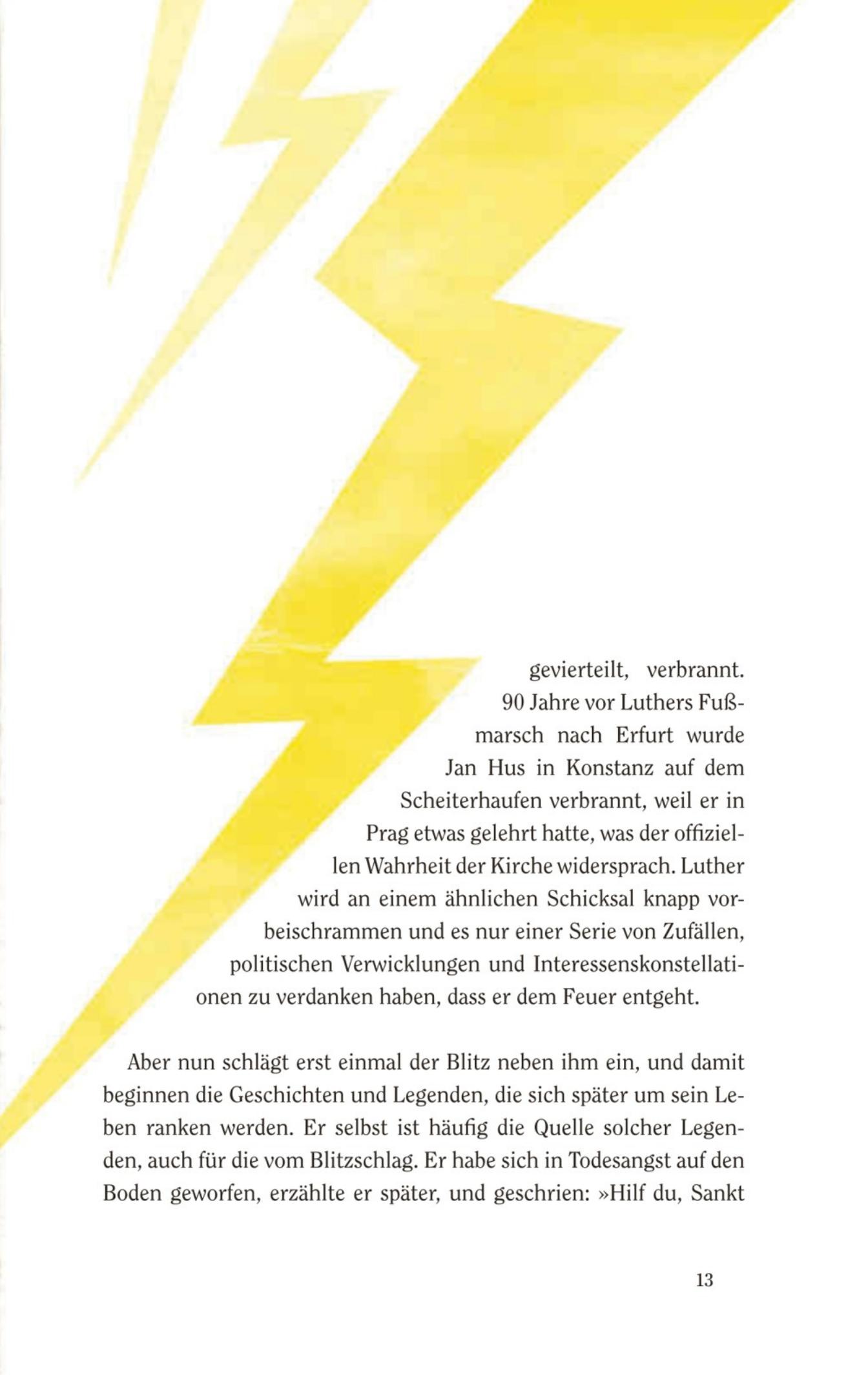
CHRISTIAN NÜRNBERGER  
UND PETRA GERSTER

Der rebellische Mönch,  
die entlaufene Nonne und  
der größte Bestseller  
aller Zeiten



Martin Luther





gevierteilt, verbrannt.  
90 Jahre vor Luthers Fuß-  
marsch nach Erfurt wurde  
Jan Hus in Konstanz auf dem  
Scheiterhaufen verbrannt, weil er in  
Prag etwas gelehrt hatte, was der offiziel-  
len Wahrheit der Kirche widersprach. Luther  
wird an einem ähnlichen Schicksal knapp vor-  
beischrannen und es nur einer Serie von Zufällen,  
politischen Verwicklungen und Interessenskonstellati-  
onen zu verdanken haben, dass er dem Feuer entgeht.

Aber nun schlägt erst einmal der Blitz neben ihm ein, und damit  
beginnen die Geschichten und Legenden, die sich später um sein Le-  
ben ranken werden. Er selbst ist häufig die Quelle solcher Legen-  
den, auch für die vom Blitzschlag. Er habe sich in Todesangst auf den  
Boden geworfen, erzählte er später, und geschrien: »Hilf du, Sankt

Anna, ich will ein Mönch werden.« Und Anna, die Schutzpatronin der Bergleute, half.

Luthers Vater war Bergmann und später Besitzer einer eigenen Mine. Die ganze Gegend, in der Luther aufwuchs, entwickelte sich damals dank des Bergbaus zu einer wirtschaftlich aufsteigenden Region. Deshalb rief Luther die heilige Anna um Hilfe.

Luther überlebt den Blitzschlag, aber ob er eine Strafe Gottes war oder ein Anschlag des Teufels auf ihn, oder ob Gott erzwingen wollte, dass er ein Mönch wird, oder ob es gar der Teufel war, der ihn im Kloster sehen wollte – darauf gibt Luther zu verschiedenen Zeiten verschiedene Antworten. Fakt ist: Nachdem er heil in Erfurt angekommen war, dauert es noch vierzehn Tage, dann geht er dort tatsächlich ins Schwarze Kloster der Augustiner-Eremiten und wird Mönch.

Warum? Nur weil er es so gelobt hat?

Es gibt selten nur ein einziges Motiv für das, was man tut. Meistens vermengen sich mehrere Motive miteinander, edle mit unedlen, bewusste mit unbewussten. Luthers »Über-Ich« könnte gesagt haben: Du musst ins Kloster, weil Gott es so will. Luthers »Ich«: Das Kloster muss jetzt einfach sein. Es kann mir helfen, meine drängenden Fragen zu klären. Das »Es«: Du willst doch gar nicht Jura studieren. Du willst dich nicht dem Willen deines Vaters unterwerfen. Du kannst ihm mit dem Kloster ein Schnippchen schlagen.

Aber klar ist: Nur mit einem »Gott will es, und ich habe es bei der Heiligen Anna geschworen«, also mit der höchsten Autorität ausgestattet, kann Luther sich dem Willen der anderen Autorität, der seines strengen Vaters, widersetzen.

## Hundert Kilometer Einsamkeit



Sein Weg von Mansfeld nach Erfurt führte Luther durch ein sonderbares Land. Von der Grafschaft Mansfeld gelangte er über das Herzogtum Sachsen ins Kurfürstentum Sachsen und von dort ins kurmainzische Erfurt. Wäre er weitermarschiert, wäre er durch weitere zahlreiche Herzogtümer, Grafschaften, Fürstentümer, freie Städte, Reichsstädte, Bistümer und Erzbistümer gekommen. Alle zusammen nannten sich zwar schon deutsch, aber Deutschland gab es noch nicht. Eine deutsche Hauptstadt gab es nicht. Und obwohl dieses deutsche Kleinstaaten-Konglomerat Teil eines sogenannten »Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation« war, hat es auch noch keine deutsche Nation gegeben und auch keinen klassischen Nationalstaat von der Art, wie er heute üblich ist.

Zu Luthers Lebzeiten glich das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ein bisschen der heutigen EU, nur ohne einheitliche Währung. Es gab den Taler, den Heller und Pfennig, den Rappen, Schilling und Dukaten und die Umrechnung war schwierig. Das große Reich umfasste ganz Mitteleuropa sowie Teile West-, Ost-, Mittel- und Südeuropas.

An der Spitze dieses Reiches stand ein Kaiser. Der hatte aber keinen festen Amtssitz, sondern zog durchs Reich und hielt Reichstage ab. Einer dieser Reichstage wird später zur großen Bühne für Martin Luther.

Die Macht des Kaisers war begrenzt. Er wurde gewählt von den sieben Kurfürsten, einem Gremium aus vier weltlichen und drei geistlichen Herrschern. Und der Papst in Rom, wenngleich nicht wahlberechtigt, hatte ebenfalls ein gewichtiges Wörtchen mitzureden. Der Kaiser, mit dem Luther es schon bald zu tun bekommen sollte, war Karl V., der Mann, der von sich sagen konnte, dass in seinem

Reich die Sonne nicht untergehe – weil es sich inzwischen mit dem Segen des Papstes bis nach Amerika ausgedehnt hatte, wo die kaiserlichen Truppen in Begleitung von Mönchen den Heiden die Bibel brachten und ihnen dafür deren Land und Besitz nahmen.

Luther hat sich zeit seines Lebens nie dafür interessiert, was sich im neu entdeckten Kontinent abspielte. Und als er von seinem Elternhaus in Mansfeld aufbrach, um nach Erfurt zu marschieren, wird er sich kaum Gedanken über die große Weltpolitik gemacht haben. Die hat ihn nie so fasziniert wie das Thema Himmel und Hölle. Aber nicht nur darüber wird er gegrübelt haben auf seinem Fußmarsch, sondern auch über Näherliegendes, über das, was jeden Menschen dieses Alters bedrängt: seine Zukunft. Welchen Beruf soll ich ergreifen? Wo will ich arbeiten? Für wen? Wofür? Aber auch: Soll ich heiraten? Wann? Wen? Will ich Kinder haben? Eine Familie gründen?

Allerdings war über diese Zukunft eigentlich schon entschieden. Sein Vater, ein sozialer Aufsteiger, der sich im Bergbau vom »armen Häuer«, wie Luther einmal sagte, zum wohlhabenden Bergbau-Unternehmer und angesehenen Stadtrat hochgearbeitet hatte, plante den weiteren Aufstieg der Familie und hatte daher seinem Sohn gesagt, was er zu tun habe: Du wirst Jura studieren.

Das versprach die besten Karriereaussichten: Beamtenlaufbahn, in den Dienst eines Fürsten treten, sich hochdienen, in gesicherten finanziellen Verhältnissen leben und die glänzende Karriere vielleicht sogar mit einer Erhebung in den Adelsstand krönen – in solchen Kategorien dachte Luthers ehrgeiziger Vater.

Und natürlich gehört dazu auch eine standesgemäße Ehe. Möglicherweise war sogar schon eine Frau für ihn ausgesucht worden, wir wissen das nicht, aber es war ja damals und noch lange danach üblich, dass erfahrene Väter die Ehepartner für ihre unerfahrenen Kinder aussuchten. Und knapp ein Jahrzehnt später wird Luther selbst erzählen, dass sein Vater ihn »durch eine ehrenvolle Heirat zu fesseln« versucht hatte.

Wahrscheinlich waren diese väterlichen Pläne sogar der Grund, warum der Sohn mitten im Semester von Erfurt nach Mansfeld beordert wurde. Ein Vater plante das Glück und Wohlergehen seines Sohnes, der kurz zuvor sein geisteswissenschaftliches Grundstudium als Zweitbester von 17 Kandidaten abgeschlossen hatte. Stolz redete der Vater den Sohn jetzt nicht mehr mit »du« an, sondern mit »Ihr«, und er überreichte ihm eine ansehnliche Summe, damit er sich davon die fürs Jurastudium nötigen Bücher kaufe.

Luther hatte sich ganz selbstverständlich dem väterlichen Willen gefügt. Er war ja, wie alle seine Zeitgenossen, dazu erzogen, dem Vater, den Lehrern, den Amtspersonen, dem Bischof, dem Fürsten, dem Kaiser und dem Papst zu gehorchen. Das Gehorchen wurde den Kindern eingeprügelt, auch dem kleinen Martin. »Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er«, sagt Paulus, und das haben jahrhundertlang alle frommen Hausväter auf ihre Rolle als Erzieher übertragen und bis ins letzte Jahrhundert beherzigt. Zum Teil tun sie es heute noch.

Als erwachsener Mann erzählte er: »Meine Eltern haben mich in strengster Ordnung gehalten, bis zur Verschüchterung. Meine Mutter stäupte mich um einer einzigen Nuss willen bis zum Blutvergießen. ... Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, dass ich vor ihm floh und dass ihm bange war, bis er mich wieder zu sich gewöhnt hatte.«<sup>1</sup>

Diese Prügelei ging weiter in der Schule. Die Lehrer dort, sagt Luther, waren »grausam wie die Henker«. Ein Schulmeister rühmte sich, im Lauf seines Berufslebens »911.527 Stockhiebe, 124.000 Peitschenhiebe, 136.715 Schläge mit bloßer Hand und 1.115.800 Ohrfeigen«<sup>2</sup> ausgeteilt zu haben.

Dass er eigentlich immer eine eher ängstliche Natur gewesen ist, schreibt der spätere Luther im Rückblick auf seine von Furcht vor Strafe und Prügel geprägte Kindheit und Jugend: »Ein Kind, das einmal kleinmütig geworden ist, ist zu allen Dingen untüchtig und verzagt. Es fürchtet sich allezeit, so oft es etwas tun und anfangen soll. Was aber noch ärger ist: Wo eine solche Furcht in der Kindheit ein-

reißt, kann sie schwerlich wieder ausgerottet werden ein Leben lang, denn weil sie bei einem jeden Worte der Eltern erzittern, so fürchten sie sich auch nachher ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatte.«<sup>3</sup>

Zunächst scheint es so, als ob genau diese Entwicklung auch bei Luther vorgezeichnet wäre, aber es kommt anders. Aus einem ängstlichen, immer mit der schlimmsten Gottesstrafe rechnenden jungen Mann wird fast über Nacht ein Kerl, der einmal dichten wird:

*Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.  
Er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen.*

...

*Und wenn die Welt voll Teufel wär und wolllt uns gar verschlingen,  
so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen.  
Der Fürst dieser Welt, wie sau'r er sich stellt,  
tut er uns doch nicht; das macht, er ist gericht':  
ein Wörtlein kann ihn fällen.*

Vor dieser Wandlung, als er noch ängstlich jeder Autorität gehorchte und kurz davor war, sich dem Willen seines Vaters zu fügen, schien Luther aber schon bewusst gewesen zu sein: Ich gehorche nur äußerlich, nicht innerlich, nicht aus eigenem Wollen und eigener Überzeugung. Ich gehorche, um Nachteile zu vermeiden, keinen Ärger zu machen. Ich gehorche, weil es nun mal seit Menschengedenken so üblich ist, dass gute Kinder tun, was die Väter sagen. Also gehorche auch ich. Deshalb das Jurastudium. Weil der Vater es so will und weil er seinen Vater liebt. Weil dieser Vater auf ihn stolz ist, und weil er seinem Vater dankbar sein muss für die kostspielige Ausbildung, die er ihm ermöglicht hat. Und er sieht keine Möglichkeit, dieser geplanten Zukunft zu entkommen. Er möchte es zwar, aber er möchte seinen Eltern auch keinen Kummer bereiten – ein Konflikt, den heute junge Migranten und besonders Migrantinnen erleben, die sich der Macht

ihrer Clans und Väter entziehen und eigene Wege gehen möchten. Es endet fast immer mit einem Bruch zwischen Vater und Kind, einem Bruch mit der ganzen Familie.

Etwas Ähnliches stand nun Martin Luther bevor. Sein Jurastudium, das er als gehorsamer Sohn begonnen hatte, endete schon nach wenigen Wochen. Weil der Blitz eingeschlagen hatte. Ein Zeichen Gottes, wie Luther glaubt, wie er glauben möchte – der rettende, höchst willkommene Vorwand, um selbst über sein Schicksal zu entscheiden. Damit konnte er nun vor seine Autorität, den Vater, treten, und sagen, eine noch höhere Autorität habe ihm geboten, einen ganz anderen Weg einzuschlagen. Aus mir wird kein Staatsbeamter werden, wie du es wünschst, sondern ein Mönch, wie Gott es wünscht.

Oder wie der Teufel es wünscht, wird der erzürnte Vater antworten. »Möchte es nur nicht eine Täuschung und Blendwerk gewesen sein.«<sup>4</sup>

Oder wie Martin es heimlich wünscht? Er hatte viel Zeit zum Denken und Grübeln auf seinem einsamen Weg von Mansfeld nach Erfurt. Viele Stunden, Tage standen zur Verfügung, um ungestört über die eigene Zukunft nachzudenken, den Beruf, eine Frau, eine Familie.

Vielleicht war es bei Martin nur eine ihm selbst nicht bewusste innerliche Auflehnung vor der Zwangsverheiratung, die ihn ins Kloster flüchten ließ. Oder der Wunsch, endlich der väterlichen Autorität zu entkommen. Außerdem hatte er bohrende Fragen an Gott. Wo anders als in einem Kloster hätte er die Antwort finden sollen?

Jura zu studieren, eine Familie zu gründen, Karriere zu machen, hätte bedeutet, viele Jahre und voraussichtlich für den Rest des Lebens vom Wesentlichen abgelenkt zu sein, daran gehindert zu werden, sich ganz auf das zu konzentrieren, was ihn allein interessierte, ihn im Innersten beschäftigte: Was hat es mit diesem Gott auf sich? Wie muss ich leben, dass er mit mir zufrieden ist? Da kam doch der Blitz gerade recht.

In der Nacht des 16. Juli 1505 bittet der Magister Martin Luder um Aufnahme in das Erfurter Augustiner-Eremiten-Kloster. Seinen

Eltern teilt er den Entschluss brieflich mit. Er weiß, dass dies den Bruch mit seinem Vater bedeutet, und tatsächlich droht dieser seinem Sohn, ihm »alle Gunst und väterlichen Willen« zu versagen, wenn er seinen Entschluss nicht rückgängig machen wird. Der Sohn denkt nicht daran, seinen Entschluss zu revidieren, und damit tritt erstmals eine typische Charaktereigenschaft dieses Mannes hervor, die sich später noch öfter zeigen wird, und die ihn in seine Rolle als Reformator tragen wird: Obwohl ängstlich, voller Furcht, tut dieser Mann, was er einmal als zu tun richtig und notwendig erkannt hat.

Später, als er zu der Überzeugung gelangt, dass Mönchtum und Klosterleben nur unnütze Zeitverschwendung bedeuten und gar nicht Gottes Willen entsprechen, wird er seinem Vater recht geben und sagen, dass es der Teufel war, der ihn durch den Blitz ins Kloster bugsiert hat. Wieder ein andermal wird er sagen, dass es doch Gott war, der ihn ins Kloster geschickt hat, denn nur im Kloster konnte er erkennen, was falsch läuft in der Kirche. Und nur im Kloster hatte er die Zeit, durch intensives Bibelstudium zu erkennen, warum das, was in der Kirche läuft, falsch ist.

Was genau überhaupt passiert ist, damals in Stotternheim, ob Luther wirklich aus lauter Angst vor Blitz und Donner die heilige Anna angerufen und ein klösterliches Leben versprochen hat, wissen wir nur aus Geschichten, die Luther viele Jahre später erzählt hat, als er schon eine internationale Berühmtheit war. Vieles, was man im Alter über sich erzählt, ist eine Konstruktion aus Erinnerung, gefüllten Erinnerungslücken, Verschweigen und nachträglicher Selbstdeutung und Sinngebung. Man kann dann oft nicht mehr unterscheiden zwischen äußeren Ereignissen, die einer inneren Entwicklung eine andere Richtung gaben, und inneren Entwicklungen, die zu Bewusstwerdung und äußeren Ereignissen führten. Selbst mit der größten Wahrhaftigkeit entgeht man diesen Hürden der Erinnerung nicht, und noch viel schwieriger ist das für berühmte Menschen, an deren Biografien im Lauf von Jahrzehnten und Jahrhunderten viele andere Menschen mitschreiben.

Und Luther selbst war gewiss einer, der sich beim Erzählen an das Motto gehalten hat: »Nur wer gar keine Fantasie hat, erzählt eine Geschichte so, wie sie wirklich war.« Es ist aber heute völlig unwichtig, welche Einzelheiten Luther dazu brachten, sein Studium zu schmeißen und Mönch zu werden. Wichtig bleibt nur: Wenn er damals, an jenem Sommertag im Juli 1505, nicht an die Klosterpforte geklopft und sich stattdessen dem väterlichen Willen gefügt hätte, wäre die Weltgeschichte anders verlaufen. Aber er hat es getan. Und sich damit die Zeit erkämpft, die er brauchte, um in der Stille des Klosters, über Bücher gebeugt, zum Wesentlichen vorzustoßen. Das dauerte zwölf Jahre. Dann machte er Geschichte.



## Ein Mönch geht seinen Weg

Am Morgen des 17. Juli 1505 schließt sich die Pforte des Erfurter Augustinerklosters hinter Martin Luther. Zwanzig Jahre lang, zwischen seinem 22. und 42. Lebensjahr, wird er nun als Mönch leben. Jetzt, so denkt er, könne seinem ewigen Heil nichts mehr im Wege stehen, denn nun gehört er Gott ganz, mit Leib und Seele, mit Haut und Haaren. Eifrig erfüllt er alle seine Pflichten. Dass er wie ein Hausknecht gehalten wird, dem der Besen in die Hand gedrückt wird, damit er Demut und Gehorsam erlerne und er sich auf seine universitären Abschlüsse nicht allzu viel einbilde, findet er gerade richtig.

Obwohl die Augustiner ein Bettelorden sind, ist das Kloster vermögend. Schenkungen, Erbschaften, Vermächtnisse, Spenden, der Fleiß der Mönche – da hat sich viel angesammelt im Verlauf der Jahrhunderte. Dennoch wird der Novize Martin Luder zum Betteln über die Dörfer geschickt, damit er die Lebensweise Jesu und seiner Jünger am eigenen Leib erfahre. Auch sonst ist das Leben im Kloster streng: eine unbeheizte Sechs-Quadratmeter-Zelle, ein Tisch, ein Schemel, eine Pritsche mit Strohsack, ein Wasserkrug und ein Kruzifix. Zwei karge Mahlzeiten pro Tag, dafür aber sieben Gebete, das erste morgens um drei, das letzte um Mitternacht. Rund hundert Fastentage pro Jahr sind einzuhalten.

Bruder Martinus, wie er jetzt heißt, ordnet sich willig allem unter, steigt in dieses Leben ein, als ob er nie anders gelebt hätte, und absolviert sein Probejahr problemlos. Vom ersten Tag an gab er seinen Oberen und Mitbrüdern zu verstehen, dass es ihm tief ernst ist mit seinem Entschluss. Dieser Mönch wird alles tun, was verlangt wird, um das ewige Seelenheil zu verdienen, und wenn es sein muss, auch mehr.

Im September 1506 wird er für immer in die Ordensgemeinschaft

aufgenommen und gelobt Armut, um sich von der Gier nach Reichtum und Besitz loszusagen. Das fällt ihm leicht. Reich zu werden und große Besitztümer zu erwerben, war nie Luthers Ziel. Zwar wird aus ihm später ein relativ wohlhabender Mann, aber das ergab sich als Nebenwirkung aus seiner unbändigen Schaffenskraft, seinem Fleiß und nicht zuletzt aus der Tüchtigkeit seiner späteren Frau Katharina von Bora.

Er gelobt Gehorsam gegenüber Gott, um sich von der Gier nach Macht und Geltung loszusagen. Das Problem an diesem Gelöbnis ist, dass man von Gott keine Briefe mit Anweisungen bekommt, die man nur ausführen muss. Nein, es sind immer andere fehlbare Menschen – der Vater, der Abt, der Beichtvater, der Bischof, der Papst – die angeblich wissen, was Gottes Wille sei. Also gehorcht man Gott, indem man diesen anderen gehorcht. Genau das wird Luther später zum Problem.

Und er gelobt Keuschheit, um dem sexuellen Begehren zu entsagen. Das fällt ihm schwer, aber er habe sich – nach eigener Auskunft – daran gehalten, wenn auch nicht lebenslang, denn irgendwann gelangt er zu der Überzeugung, dass das Unsinn ist, dieses Ehe- und Sexverbot für Priester. Und dann bricht er es.

Das Streben nach Geld, Macht und Sex – diese drei sind es, mit denen die Menschen selten richtig umzugehen wissen. Luther wird das nie bestreiten, denn er weiß: Aus dem falschen Umgang mit diesen drei Mächten entsteht jene Folge von Verhängnissen und Katastrophen, die wir als Weltgeschichte bezeichnen. Die Frage lautete daher schon immer: Wie können wir das Zusammenleben der Menschen so organisieren, dass nicht diese drei Mächte uns beherrschen, sondern wir diese?

Eine Antwort der Kirche war das klösterliche Leben. Wie Jesus einst aus der Menge seine Jünger berufen und mit ihnen einen exklusiven Kreis der zwölf gegründet hatte, von denen jeder zu hundertprozentiger Hingabe und zum Verzicht auf Autonomie verpflichtet war, so sollten Mönche und Nonnen sich von Jesus berufen fühlen,

ihm ganz zu dienen nach dem Grundsatz: Nicht was ich will, soll mein Handeln bestimmen, sondern was Gott will. Durch diese radikale Absage an die eigene Selbstverwirklichung wurde man Mitglied eines herausgehobenen Kreises, der sich von der Menge deutlich unterscheidet und stellvertretend für die Menge die Forderungen Gottes lebte und dieser zugleich eine Orientierung gab.

Ein weiterer Gedanke war: Wenn sich Menschen aus freien Stücken an einem Ort versammeln, um radikal allen weltlichen Mächten und Einflüssen abzuschwören, müsste dann nicht eine ganz andere Welt entstehen? Müsste man in so einer Welt nicht einen Vorgesmack auf jenes Reich Gottes bekommen, das uns in der Bibel verheißen ist? Und müsste sich die Gewissheit des ewigen Heils nicht wie von selbst einstellen? Das ist die allen Ordensgründungen zugrunde liegende gemeinsame Erwartung. Gott stellt radikale Forderungen an den Menschen. Aber wenn er sie erfüllt, wird er etwas vom Reich Gottes schmecken.

Bruder Martin ist ganz begierig auf diesen Geschmack. Wird aber nie dergleichen zu schmecken bekommen, und warum das so ist, darüber zu grübeln hat er jetzt Zeit.

Schon zwei Jahre nach seinem Eintritt wird der eifrige Mönch im April 1507 zum Priester geweiht. Am 2. Mai feiert er seine erste Messe, die feierliche Primiz, zu der seine Familie und frühere Freunde aus Eisenach und Mansfeld anreisen.<sup>5</sup> Zu Luthers Freude kommt auch sein inzwischen halb versöhnter Vater, der einerseits nun auch auf diesen »Karriereschritt« seines Sohnes stolz ist und deshalb ein großzügiges Fest bezahlt und dem Kloster den ansehnlichen Betrag von 20 Gulden stiftet, und andererseits doch weitergrummelt und die Entscheidung seines Ältesten für töricht hält.

Das Beste an dessen Leben im Erfurter Kloster ist, dass ihm jetzt ein großer Schatz zur Verfügung steht, Bücher – die Bücher des Kirchenvaters Augustinus, aus dessen Gedanken Luther Funken schlagen wird; die Bücher des Aristoteles, dessen Einfluss auf die Kirche Luther für unheilvoll hält; Schriften der Mystiker Johannes Tauler

und Meister Eckhart, die sein eigenes Denken stark beeinflussen, schließlich die Bibel, das wichtigste aller Bücher, das Buch, ohne das man alles andere nicht versteht, und das er am eifrigsten studiert. »Als ich jung war, gewöhnte ich mich zur Bibel, las dieselbe oftmals und machte mir den Text vertraut; da ward ich darin so bekannt, dass ich wusste, wo jeglicher Spruch stünde und zu finden war, wenn davon geredet ward.«

Doch je eifriger er die Bibel erforscht, desto mehr schwindet seine Hoffnung, in ihr den ersehnten gnädigen Gott zu finden. Wann immer er das Buch aufschlägt, trifft er auf einen fremden, zornigen, strafenden, fordernden Gott, vor dem kein Mensch bestehen kann. »Keine Zunge kann sagen, keine Feder beschreiben, was der Mensch in solchen Augenblicken erleidet. Da erscheint Gott über alle Begriffe furchtbar in seinem Zorn und mit ihm die ganze Kreatur. Keine Flucht ist möglich, nichts gibt es, was einen trösten könnte. Alles ist eine einzige Anklage.« Vom Reich Gottes ist nichts zu schmecken.

Bruder Martin reagiert darauf mit gesteigerter Leistung, legt zusätzliche Fastentage ein, schläft auf dem Steinfußboden, sitzt als Dauergast im Beichtstuhl, kniet nieder, bekennt seine Schuld, bereut, erhält Lossprechung, arbeitet die verordneten Bußstrafen ab und besetzt gleich darauf wieder den Stuhl. Kapitulierte ein Beichtvater vor diesen stundenlangen Geständnissen, geht Martinus zum nächsten. Und geht damit seinen Beichtvätern allmählich auf die Nerven.

Was tun mit so einem Hochleistungschristen? Was tun mit einem, der Gott mit guten Werken zwingen, ja geradezu erpressen will? Der Mann muss raus, muss unter die Leute, bevor er sich selbst und die anderen verrückt macht. Also schicken sie ihn nach Wittenberg. Dort soll er ab dem Jahr 1508 an der Universität Philosophie unterrichten und weiter Theologie studieren und promovieren. Dort haben die Augustiner auch ein Kloster, in dem Luther wohnen kann.

Einerseits ist das eine Beförderung. Andererseits ist es eine Versetzung aus dem städtischen Erfurt in die ländliche Provinz. Wittenberg mit seinen höchstens zweieinhalbtausend Einwohnern ist ein

»Nest am Rand der Barbarei«, wo der Marktplatz ein »Dunghaufen« ist, wird Bruder Martinus später sagen.

So schlecht war dieser Ort – aus der Rückschau betrachtet – gar nicht, denn Luther kam an eine im Jahr 1502 neu gegründete, also junge Universität. Es gab keine verkrusteten Strukturen, alles war noch offen, formbar, und der einzige Platzhirsch, dem sich Luther unterordnen musste, wurde bald dessen Beichtvater, Gesprächspartner, Förderer und väterlicher Freund: Johann von Staupitz, Gründungsprofessor der neuen Universität in Wittenberg, zugleich Dekan an deren theologischer Fakultät und Generalvikar des Augustinerordens. Er erkannte früh Luthers Fähigkeiten und Talente.

Staupitz war es auch, der Luther im Jahr 1510 – vielleicht auch 1511, da streiten die Gelehrten noch – nach Rom schickt, um dort, zusammen mit einem Klosterbruder, eine Ordensangelegenheit zu klären. Eigentlich eine tolle Sache. Nur: Es sind 1.500 Kilometer zurückzulegen, zu Fuß, dann wieder zurück, im Winter, über die Alpen.

Andererseits: Ein junger Mönch auf seiner ersten großen Reise von einem »Nest am Rand der Barbarei« über Nürnberg, Ulm, Bregenz, die Schweiz, Norditalien in die Welthauptstadt Rom und über Bayern wieder zurück – was für ein Abenteuer.<sup>6</sup> Wer das hinter sich bringt, der hat was zu erzählen.

Aber seltsam: In Luthers späteren Aufzeichnungen findet sich kaum ein Wort darüber. Und wenn er bei seinen berühmten Tischgesprächen doch ab und zu auf Rom zu sprechen kam, dann schilderte er die Stadt als babylonischen Sündenpfuhl, in dem der Papst, dieser Teufel, dieser Antichrist, residierte.

Hatte Luther kein Auge für die Seen, Berge, Täler, Schluchten, den Schnee, das Eis? Natürlich nicht, denn schließlich befand sich der mittelalterliche Mensch Luther wieder »extra muros«, draußen, in der abweisenden, lebensfeindlichen Natur. Besonders wilde, halbrecherische Gegenden trugen Teufels- und Höllennamen. Da musste man halt – mit Gottes gnädiger Hilfe – irgendwie hindurch. So etwas wie Tourismus oder gar Bergsteigen gab es natürlich noch nicht, und

doch: Etwa zur gleichen Zeit, als sich Luther über das Hochgebirge quälte, »soll Leonardo da Vinci einen der Berge – vermutlich den zweieinhalbtausend Meter hohen Monte Bo südlich des Monte Rosa aus reinem Forscherdrang bestiegen haben«. <sup>7</sup> Aber Leonardo lebte nicht mehr im Mittelalter, sondern schon in der Welt der Renaissance. Wie fast alle Menschen in Italien, in Rom.

Dort wurde bereits heftig an der Peterskirche gebaut. Raffael bemalte die Gemächer des Papstes. Michelangelo lag rücklings auf einem Gerüst und malte in der Sixtinischen Kapelle. Der Bergsteiger, Bildhauer, Maler, Dichter und Ingenieur Leonardo da Vinci entwickelte Pumpen und Flugmaschinen.

Luther scheint von all dem nichts mitbekommen zu haben, auch nichts von den antiken Ruinen, von denen die Humanisten so schwärmten, und hätte er die erotischen Engel Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle gesehen, hätte er vermutlich »Pfui Teufel« ausgerufen und daheim von der dekadenten Verkommenheit des römischen Klerus erzählt. Er hatte gar kein Interesse an dem aufregend Neuen, von dem Künstler, Dichter und Philosophen in Rom ergriffen waren. Er war ja auch nicht als Tourist oder wie wenige Jahre zuvor Albrecht Dürer als Bildungsreisender nach Rom gekommen, sondern als Beauftragter seines Ordens, aber vor allem: als frommer Pilger. Seine Pilgerreise in die heilige Stadt wollte er, wie er Jahre später sagte, nutzen, um eine ganze Beichte von Jugend auf abzulegen und fromm zu werden. <sup>8</sup> Luther war fixiert auf sein Seelenheil.

Sein Blick ist also während der ganzen Reise nach innen gerichtet. Mit diesem Blick tut er in Rom, was Pilger in Rom eben so tun. Er geht den vorgeschriebenen Pilgerweg, beichtet, liest Seelenmessen für verstorbene Freunde und Verwandte und rutscht andächtig auf Knien jene 28 Stufen der Pilatustreppe hinauf, auf der Jesus ins Haus des Pontius Pilatus gegangen sein soll. Mit dem Blut des Erlösers, gerissen von der Dornenkrone und den Geißeln der Soldaten, soll diese Treppe benetzt sein.

Wie die Treppe nach Rom kam? Da gibt es zwei Versionen. Nach

der einen wurde sie auf Befehl der heiligen Helena, Mutter des Kaisers Konstantin, von Jerusalem nach Rom gebracht. Nach einer anderen sollen Engel die Treppe nach Rom versetzt haben.

Wer die Treppe erklimmt, dem wird das Fegefeuer erspart. Also rutscht auch Bruder Martinus hoch, spricht auf jeder Stufe ein Gebet, verharrt geduldig, bis sich der Pilger vor ihm um eine Stufe höher bewegt. Dreizehn Jahre später wird der Reformator Martin Luther sich ärgern, dass er diese Rutscherei mitgemacht hat, und in der ihm eigenen drastischen Art sagen: »Ich hab zuvor glauben können allen Scheißdrecken.«

Nicht nur die Romreise hinterlässt kaum Eindrücke bei ihm. Auch all die aufregenden Entwicklungen um ihn herum, die vom Anbruch einer neuen Zeit künden, nimmt er anscheinend nicht zur Kenntnis. Schon seit 1450 gab es den Buchdruck, jene Erfindung Johannes Gutenbergs, von der Luther Gebrauch gemacht hatte wie kaum ein anderer, aber die historische Tragweite dieser Erfindung hatte er so wenig erkannt wie die Entdeckung eines neuen Kontinents durch den Genuesen Christoph Kolumbus im Jahr 1492. Der hatte zwar geglaubt, einen Seeweg nach Indien gefunden zu haben, weshalb er die von ihm auf dem Weg nach Westen entdeckten Inseln auch Westindische Inseln und ihre Bewohner Indianer nannte. Aber der Seefahrer Amerigo Vespucci (1451, 1452 oder 1454) hatte rasch gemerkt, dass es sich um einen neuen Kontinent handelte. Nach ihm wurde die Neue Welt schließlich Amerika genannt.

Die Portugiesen waren bereits um ganz Afrika bis nach Indien gesegelt, und 1513 kreuzten sie vor der Küste Chinas. Südamerika hatten sie um das Jahr 1500 betreten und dort später Brasilien gegründet. Und seit 1443 mischten sie sich zunehmend in ein Geschäft ein, das bis dahin ein Monopol der Muslime gewesen war: Sklavenhandel. Die Eroberung der Welt durch Europäer hatte begonnen – fern von Luther.

Während Kolumbus nach Amerika segelte, hatte in Nürnberg der

Tuchhändler Martin Behaim den ersten Globus anfertigen lassen, auf dem Amerika natürlich fehlte. Aber in der Kugel steckte eine andere Sensation von historischer Tragweite, welche die Gemüter heftig bewegte: der Sturz des kirchlich gelehrten »ptolemäischen geozentrischen Weltbilds«, der sich nun anbahnte. Ptolemäus und mit ihm die Kirche hatten gelehrt, die Erde stehe im Mittelpunkt des Weltalls, um welche sich die Sonne und die Planeten drehten. Nikolaus Kopernikus (1473) kam durch astronomische Beobachtung und mathematische Berechnung zu dem Schluss, dass es anders sei: die Erde umkreist die Sonne – das heliozentrische Weltbild setzt sich durch, weil seine Wahrheit bewiesen werden kann.

Luther schien das alles weder sonderlich interessiert noch beeindruckt zu haben, und die Ideen des Kopernikus tat er, wie viele seiner Zeitgenossen, ab als Hirngespinnst. »Der Narr will mir die ganze Kunst Astronomia umkehren«, sagte er über Kopernikus. »Aber wie die Heilige Schrift zeigt, hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht die Erde!« Nach dieser Bibelstelle ließ Gott die Sonne für einen Tag stillstehen, und da Luther die Bibel als historischen Bericht wörtlich nahm, schloss er aus der Bibelstelle, dass die Sonne normalerweise in Bewegung sein müsse.

Stur und unbeeinflusst von außen konzentrierte er sich auf sein Lebensthema, von dem er vermutlich angenommen hatte, dass es sowieso das wichtigste Thema überhaupt sei: das Verhältnis des Menschen zu Gott. Ist das geklärt, kann auch das Verhältnis der Menschen untereinander, das Verhältnis des Menschen zur Welt geklärt werden. Gibt es spannendere Fragen als diese?

Mehr unbewusst als bewusst mag Luther vielleicht gedacht haben: Was soll ich mich um Naturwissenschaft, Malerei, Astronomie, Geografie und Schifffahrt kümmern, wenn sich längst Berufenere und Tüchtigere als ich an diesen Dingen abarbeiten? In der Theologie aber, das begann er nun allmählich zu spüren, galt es etwas zu entdecken, was vielleicht nur er zu entdecken imstande sein würde: ein neues Bild von Gott. Und damals, als fast alle an denselben Gott

glaubten und fast alle diesen Gott gleichsetzten mit dem offiziellen Bild, das die Kirche gemalt hatte, war die Entdeckung eines neuen Gottesbildes mindestens so bedeutsam wie die Entdeckung eines neuen Kontinents oder die Entdeckung, dass nicht die Erde, sondern die Sonne im Mittelpunkt steht.

Ein neues Bild von Gott, ergänzt um die weiteren neuen Bilder, die von der Astronomie, der Geografie, der Philosophie und den Künsten beigesteuert wurden, musste daher zwangsläufig zu einem neuen Bild von der Wirklichkeit führen. Veränderte Sichten auf die Wirklichkeit aber verändern immer auch die Wirklichkeit selbst, denn neue Bilder bilden den Geist um. Der umgebildete Geist bildet entsprechend die vorhandenen politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und materiellen Strukturen um. All diese Umbildungen erzeugen wiederum neue Bilder im Kopf, die zu neuen Umbildungen der Wirklichkeit führen – und so fort. So entsteht Geschichte. Sie verläuft mal schneller, mal langsamer, und manchmal rast sie.

Damals, als sich Luther zwischen 1514 und 1518 in seiner Turmstube des Wittenberger Klosters zu einem neuen Bild von Gott vorarbeitete, kam sie in Bewegung und nach 1518 geriet sie ins Rassen. Und als sie ein paar Jahrzehnte später wieder in ruhigeren Bahnen verlief, fanden sich die Menschen in einem neuen Kontinent vor, der zwar immer noch im alten Europa lag, mit dem alten Europa aber nicht mehr viel gemein hatte.

## Die Entdeckung eines neuen Gottesbildes



Im Frühjahr 1512 promoviert Luther in Wittenberg und macht Karriere im Orden, wird stellvertretender Prior des Klosters, erhält die geistliche Aufsicht über zwölf Klöster, und bekommt im Turm des Klosters eine Vergünstigung: einen eigenen, beheizten Arbeitsraum, das berühmte Turmzimmer, wo er sein »Turmerlebnis« haben wird. Nur noch fünf Jahre, dann ist Reformation.

Unterdessen geht die Welt ihren gewohnten Gang. Auch in Wittenberg. Bruder Martinus hat jetzt viel zu tun. Nicht nur sein Lehrauftrag ist zu erfüllen, auch predigen muss er, seine zwölf Klöster sind zu verwalten, um deren wirtschaftliche und landwirtschaftliche Angelegenheiten er sich zu kümmern hat, die Messe muss er lesen, die Beichte abnehmen, Briefe schreiben, und er lernt auch noch Griechisch und Hebräisch, um die Bibel im Urtext lesen zu können, denn seine lateinische Bibel ist ja nur eine Übersetzung. Bei all den Pflichten, die er zu erfüllen hat, vergisst er nicht die Hauptsache: seine Frage nach dem gnädigen Gott.

Vier Jahre lang, zwischen 1514 und 1518, quält sich Luther mit den Schriften des Kirchenlehrers Augustinus, dem Alten und Neuen Testament, den Briefen des Paulus und besonders dessen Römerbrief. An einer Stelle dieses Briefes bleibt Luther immer wieder hängen, meint sie zu verstehen, und versteht doch wieder nicht, aber spürt, dass in dieser Bibelstelle der Schlüssel zur Lösung stecken könnte.

Der schwer verständliche Satz, über dessen Sinn sich Luther den Kopf zerbricht, lautet: »Sintemal darin offenbart wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben; wie denn geschrieben steht: ›Der Gerechte wird seines Glaubens leben.«

Gleich zu Beginn des Römerbriefes, im ersten Kapitel, Vers 17, steht dieser rätselhafte Satz. Um ihn kreisten Luthers Gedanken.

»Sintemal« – schon so ein ausgedientes, heute von niemandem mehr benutztes Wort für »weil« schreckt unsereins ab, überhaupt weiterzulesen, und noch mehr der Rest. Gesetz, Gerechtigkeit, Glauben, Evangelium – was jedes einzelne dieser Wörter bedeutet, und wie sie miteinander zusammenhängen, damit hat sich Luther ein Leben lang gequält. Müssen wir uns deshalb heute, ein halbes Jahrtausend später, auch noch damit quälen? Müssen wir noch verstehen, worum es eigentlich ging?

Vordergründig lautet die Antwort: Nein, eigentlich nicht. Es ist nur noch eine Frage für die Theologen, Philosophen, Historiker und Kirchengeschichtler. Selbst für christliche Laien hat diese vor 500 Jahren geschlagene Schlacht nur noch eine begrenzte Bedeutung, für Atheisten und Agnostiker hat sie gar keine mehr, und für den Rest der Welt, Angehörige aller anderen Religionen, hatte sie noch nie eine Relevanz gehabt.

Aber: Die Antwort, die sich Luther im Lauf der Jahre auf diese scheinbar bedeutungslosen Fragen abquält, führt kurzfristig zur Entstehung eines neuen Gottes und zu einer Teil-Entmachtung der römischen Kirche, ihrer Päpste und Bischöfe. Mittelfristig entwickelt sich aus dem neuen Gottes- auch ein neues Menschenbild, und die ganze reformatorische Denkweise verändert langfristig auch das Denken der Philosophen und die gesamte weitere geisteswissenschaftliche, geschichtliche und kulturelle Entwicklung nicht nur in Europa, sondern in der Welt (vgl. dazu Kapitel 15). Daher bleiben die Spezialistenfragen unaufgeklärter Theologen des 16. Jahrhunderts eben doch wichtig für uns.

Darum: Wer verstehen will, wie wir wurden, was wir sind, wie es zu großen geschichtlichen Umbrüchen und Epochenwechseln kommt, warum die Welt von heute ist, wie sie ist, kurz: wie Geschichte funktioniert – der muss eben in Gedanken den Weg zurückgehen von

heute zu damals und wird dann immer wieder verblüfft erkennen, wie unmerklich klein die großen Dinge begonnen haben, und dass man meist erst später erkennt, wie die vielen kleinen Dinge miteinander zusammenhingen. Genau dieses Erlebnis steht uns bevor, wenn wir uns jetzt auf die Suche nach den Ursprüngen der Reformation machen.

Zwangsläufig werden wir bei jenem unbekanntem, merkwürdigen sächsischen Mönch landen, der mit seiner Besessenheit die halbe Welt in Aufruhr versetzt hatte, und über den bis heute Geschichten erzählt werden, die Geschichte machten. Und die Anfangsgeschichte, sozusagen die Mutter aller Geschichten, erzählt, wie der Doktor Martin Luther über viele Jahre eine Antwort auf die scheinbar theoretische Frage nach dem gnädigen Gott gesucht und gefunden hat. Daher kann man diese Antwort als das Samenkorn betrachten, aus dem die Pflanze der Reformation gewachsen ist.

Auf dem Weg von der Frage zur Antwort lag ein sperriges Hindernis namens »Gerechtigkeit Gottes«. Jahrelang hatte Luther unter »Gerechtigkeit Gottes« genau das verstanden, was alle Autoritäten der Kirche auch verstanden und darum gelehrt und alle Christen geglaubt haben: Gott werde beim Jüngsten Gericht gute und böse Taten jedes Einzelnen in die Waagschale werfen und danach unerbittlich und streng, also gerecht, seinen Urteilsspruch fällen: Himmel, Fegefeuer oder Hölle.

Seit er denken konnte, hatte Luther aber die Erfahrung gemacht, dass weder er noch irgendein anderer Sterblicher den strengen Ansprüchen dieses Gottes genügen konnte. Er war einfach nicht in der Lage, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Und die anderen konnten es ebenfalls nicht. Er konnte nicht verhindern, dass schlechte, ungerechte, schadenfreudige, hasserfüllte Gedanken in ihm aufblitzten. Und die anderen, das wusste er, konnten es auch nicht. Also sind wir alle verdammt, und es gibt keine Rettung vor der Höllenstrafe – in dieser verzweifelten Erkenntnis endeten jedes Mal Luthers Denkanstrengungen.

Luthers Zeitgenossen mögen das ähnlich empfunden haben, aber entweder ist ihnen das nicht so nahegegangen wie Luther, sodass sie frei waren, sich abzulenken und ihre Aufmerksamkeit auch wieder anderen Dingen zuzuwenden, oder es war ihnen einfach zu anstrengend, ihr Gehirn so zu zermartern, wie Luther das getan hat. Die meisten aber haben freudig nach jener bequemen Lösung gegriffen, die ihnen von der Kirche angeboten wurde und für beide Seiten ein praktischer Deal war: Sündenerlass gegen Bares. Aber genau mit diesen Sünden-Ablassbriefen, die gehandelt wurden wie Wertpapiere, wird Luther das Feuerchen entzünden, aus dem sich der Flächenbrand der Reformation entwickelt.

Den dafür nötigen Funken schlug er aus der Frage, die ihn so quälte: Dass wir Geschöpfe Gottes nicht so sind, wie wir nach dem Willen dieses Schöpfers sein sollten, das ist doch nicht die Schuld der Geschöpfe, sondern die des Schöpfers, dachte Luther. Er hat uns gemacht, und nun macht er uns den Prozess,





*Gnade*

Gerechtigkeit

Glaube

Evangelium

weil wir so sind, wie er uns gemacht hat. Das soll gerecht sein? Das soll ein fairer Prozess sein?

Irgendwann zwischen 1514 und 1518 muss sich neben der Frage nach dem gnädigen Gott noch eine weitere, gefährlichere Frage in Luthers Kopf eingenistet haben: Dieses Bild, das die Kirche von Gott zeichnet – stimmt es denn? Wer sind die Zeichner? Woher haben sie selber das Bild? Aus welchen Quellen schöpfen sie?

Ja, er weiß natürlich: Der Papst, die Bischöfe und Priester sind die Zeichner. Sie berufen sich auf die Kirchenlehrer. Diese berufen sich auf die Apostel und Evangelisten, und diese auf Jesus. Eine lange Kette. Wer kann garantieren, dass das ursprüngliche Bild nicht bei jeder Weitergabe ein klein wenig verändert, verfälscht wurde? Deckt sich das heutige Bild tatsächlich mit dem Original?

Es war eine besondere Zeit damals, als sich Luther solche Fragen stellten – Renaissance eben. Mit diesem Begriff wurde im 19. Jahrhundert die Tatsache beschrieben, dass zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert in Europa etwas Neues geschehen war, nämlich die Wiederentdeckung von etwas sehr Altem: die antiken Wurzeln. Plötzlich interessierte man sich in Rom für die antiken Ruinen, an denen man bisher achtlos vorbeigegangen war. Plötzlich erforschte man die Geschichte der griechischen Städte und der Römischen Republik. Manche, wie etwa der italienische Dichter Francesco Petrarca (1304-1374) waren davon so begeistert, dass sie von »Wiedergeburt« – *renascità* – sprachen. Der italienische Künstler Giorgio Vasari bezeichnete 1550 die Überwindung der mittelalterlichen Kunst als *rinascità* oder *Rinascimento* – daraus entwickelte sich dann später über das Französische die Bezeichnung Renaissance.

Aber das eigentlich erstaunlichste Kennzeichen dieser Epoche ist, dass damals so viele Gelehrte wie auf ein geheimes Zeichen hin an ganz verschiedenen Orten, anscheinend unabhängig voneinander – und doch auf nicht mehr ganz zu klärende Weise miteinander verbunden – auf verschiedenen Gebieten das Gleiche taten. Luther zum Beispiel überprüfte das offizielle Gottesbild. Aber eigentlich tat er

etwas viel Grundlegenderes: Er zweifelte. Er zweifelte an den alten Autoritäten und begann zu prüfen, ob deren Lehren denn stimmen. Genau das taten andere auch und beackerten mit ihren Zweifeln andere Felder.

Sie prüften, ob es stimmt, dass sich die Sonne um die Erde dreht. Andere überprüften die Kugelgestalt der Erde. Künstler, Maler, Architekten stellten plötzlich die Regeln infrage, nach denen bisher gebaut, gemalt und gestaltet wurde. Dann brachen sie die Regel, probierten andere Methoden aus, riskierten etwas Neues.

Luther war ein Teil dieses nicht abgesprochenen Aufstands gegen die Autoritäten. Vermutlich war ihm das gar nicht bewusst. Rebellion lag ihm fern, lag auch den anderen fern. Pure Neugier war es, was sie antrieb. Wissbegierde, ein Drang nach Wahrheit, Lust an Forschung hatte sie erfasst, und eine Konsequenz daraus lautete: Zurück zu den Ursprüngen, zurück zu den reinen, unverfälschten Quellen. Und diese Quellen lagen in der Antike. Die wurden jetzt mit großer Leidenschaft erforscht.

Da es sich dabei in der Regel um nicht theologische Texte handelte, sondern um philosophische, geistes- und naturwissenschaftliche, wurden diese Studienfächer als *humanae litterae* bezeichnet (Schriften, die sich auf die menschlichen Dinge beziehen im Unterschied zu den göttlichen), und wer sich damit befasste, war ein *humanista* – was wiederum dazu führte, dass diese Menschen später, auch wieder im 19. Jahrhundert, Humanisten genannt wurden, und deren Weltanschauung Humanismus.

Luther wurde bald schon von den Humanisten ebenfalls für einen solchen gehalten. Aber war er wirklich einer? Jedenfalls stand er während seines Studiums an der Universität Erfurt unter humanistischem Einfluss, und es ist nicht bekannt, dass er sich dagegen gewehrt hätte. Im Gegenteil. Von den an der Uni gelernten Methoden der Textanalyse macht er nun fleißig Gebrauch auf seiner Wittenberger Turmstube. Er tut dort, was Humanisten tun: Er geht zurück zu den Quellen. In seinem Fall: zum Alten Testament, zum Neuen Tes-

tament, zu den Schriften des Augustinus und des Aristoteles, den er nicht mag. Aber er muss sich trotzdem mit ihm auseinandersetzen, will herausfinden, warum er ihn nicht mag.

Aber vor allem will er das Bild, das die Bibel von Gott zeichnet, rekonstruieren und es mit dem Bild vergleichen, das die Kirche von ihm zeichnet. Das aber tut er nicht nur, wie die Humanisten, aus reiner Neugier und Forscherdrang, sondern aus existenzieller Not. Ihm geht es nicht primär um Bildung, schon gar nicht um eine romantisierende Verehrung der Antike – ihm geht's um Hölle, Tod und Teufel. Ihm geht's ums ewige Leben und das Heil seiner eigenen Seele.

Daher nähert er sich seiner Quelle mit größtem religiösen Respekt, zugleich aber mit der unbekümmert forschenden Neugier der Humanisten. Er weiß: Eigentlich hatte Gott verboten, sich ein Bild von ihm zu machen. Andererseits haben schon die Autoren der Bibel eine Fülle sprachlicher Gottesbilder benutzt. Diese ergänzen, widersprechen und korrigieren einander. Man findet in der Bibel den zornigen Gott, der sich rachsüchtig, unheimlich, cholerisch, ungerecht gibt, der sogar mordet und wie ein Despot zur Willkür-Herrschaft neigt. Man findet aber auch den anderen Gott, einen gnädigen, liebenden, zärtlichen, treu sorgenden, barmherzigen Vatergott, der geradezu vernarrt ist in seine Geschöpfe.

Was stimmt denn nun?

Um sich in den verwirrenden Gottesbildern zurechtzufinden, geht der mittelalterliche Luther sehr neuzeitlich vor. Er isoliert ein einzelnes Problem und versucht zunächst, dieses zu lösen. Daher konzentriert er sich ganz auf die eine Frage, ob der Gott der Bibel tatsächlich so ungerecht ist, dass er alle verdammt. Und ob es wirklich wahr ist, dass man ihn mit guten Werken besänftigen und sich damit seine Planstelle im Himmel sichern kann.

Beim Versuch, darauf eine Antwort zu finden, bleibt er immer wieder an dem rätselhaften Pauluswort hängen, das von jener Gerechtigkeit handelt, »die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben«. Noch einmal und noch einmal liest Luther, was der Apostel

Paulus über Gottes Gerechtigkeit sagt. Auch die Schriften des Augustinus zieht er zurate. Dazu einen weiteren, deutlicheren Vers weiter hinten im Römerbrief: »So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, durch den Glauben.« (Römer 3,28)

Eigentlich steht da die Lösung schon: »... ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.« Obwohl: Dieses »allein« steht nicht dabei im Original. Luther wird es später eigenmächtig einsetzen, und in allen Lutherbibeln wird das Wörtchen bis auf den heutigen Tag immer dabeistehen. Aber noch traut er sich das nicht, denn derselbe Paulus schreibt an die Galater, auf »den Glauben, der durch die Liebe tätig ist«, komme es an (Galater 5,6). Tätige Liebe, also doch wieder die »Werke«, irgendwie. Und ganz eindeutig steht es im Jakobusbrief (2,14): »Was hilft's, liebe Brüder, wenn jemand sagt, er habe Glauben, und hat doch keine Werke? Kann denn der Glaube ihn selig machen? Und ein paar Verse weiter kommt die Antwort: »So seht ihr nun, dass der Mensch durch Werke gerecht wird, nicht durch Glauben allein.« (Jakobus 2,24)

Eindeutiger kann man es nicht mehr sagen. Ohne gute Werke geht es nicht.

Trotzdem zweifelt Luther. Und man bedenke: Es ist jetzt nicht mehr irgendein Text einer kirchlichen Amtsautorität, sondern die Heilige Schrift, an der er zweifelt. Oder genauer: Es ist der Jakobusbrief, dessen Weisheit er bezweifelt. Er spricht es noch nicht aus. Erst später wird er tatsächlich den Jakobusbrief als »nicht wirklich apostolisch« abtun, aber jetzt, in seiner Klosterzelle, bahnt sich an, was er später tun wird. Im radikalen Nachdenken über die Bibel tut der mittelalterliche Luther, was er von den neuzeitlichen Humanisten gelernt hat: Er betreibt Textkritik. Er nimmt sich die Freiheit, die unantastbare Heilige Schrift zu relativieren, indem er fragt: Könnte es sein, dass manche Bibelworte mehr Gewicht haben als andere, weil sie das Ganze der Bibel, dessen Geist, besser zusammenfassen als weniger wichtige Texte?

In dem Moment, in dem einer so fragt, ist die Heilige Schrift nicht mehr der unantastbare Text, der als fertiges »Wort Gottes« vom Himmel gefallen ist, sondern ein von Menschen geschriebenes Werk. Und waren es auch die Urväter, Propheten und Apostel, die da geschrieben haben, so waren es doch Menschen, fehlbare Menschen. Warum also sollte man jedes ihrer Wörtchen als nicht zu hinterfragen hinnehmen? Ein gefährlicher Gedanke. Schnell kann zum Ketzer werden und auf dem Scheiterhaufen landen, wer es wagt, selbstständig an allem Gedachten und verbindlich Gelehrten vorbeizudenken. Luther riskiert es und bahnt damit der neuzeitlich-wissenschaftlichen Erforschung der Bibel und des Glaubens den Weg.

Der kritische Luther nimmt tatsächlich den Jakobus-Text weniger ernst als den Paulus-Text. Er spürt, dass Jakobus das eigentliche Problem gar nicht erkannt und darum an ihm vorbeigeschrieben hat. Dass ein Christ gute Werke tun sollte, ja, geschenkt, dagegen ist ja nichts einzuwenden. Aber, so weiß Luther längst, gute Werke sind nicht das, was Gott eigentlich will, sondern gute Menschen will er. Und ein Mensch wird nicht schon dadurch gut, dass er gute Werke tut. Gute Werke tun kann auch der Böse. Jedes gute Werk kann für böse Zwecke instrumentalisiert werden. Und einer, der das tut, kommt gewiss nicht in den Himmel. Aber auch der, der gute Werke nur deshalb tut, damit er in den Himmel kommt, der also anderen hilft, um sich selbst zu helfen, wird von Gott durchschaut.

Nein, das Herz muss gut sein.

Das aber ist böse von Jugend auf. Steht so in der Bibel (1. Mose 8,21). Steht auch wieder bei Paulus im Römerbrief: »Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, tue ich« (Römer 7,18f.). Stimmt.

Wir werden so geboren. Kaum dass wir auf der Welt sind, schreien wir schon und benehmen uns, als ob wir der Nabel der Welt seien und diese dazu da sei, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, und zwar alle, sofort. Deshalb werden wir anschließend durch Dressur und Erzie-

hung so »abgerichtet«, dass wir die Existenz anderer Weltnabel und deren Maßlosigkeit zur Kenntnis nehmen, uns mit deren Ansprüchen abfinden, einander besänftigen durch gute Werke und gute Worte, mindestens versuchen, einigermaßen sozialverträglich miteinander auszukommen, uns an die Gesetze zu halten, und wenn nicht, muss halt die Polizei einschreiten.

Wie könnte so ein Nabel der Welt – und mag er auf noch so viele gute Werke verweisen können – je vor Gott bestehen? Wir halten uns an Regeln und Gesetze, nicht weil wir gut sind, sondern weil wir mit dem Verstand eingesehen haben, dass die Regeln gut sind für alle, es sogar von Vorteil sein kann, nicht immer nur an sich zu denken, und ein Regelverstoß, bei dem man ertappt wird, meist nachteilige Folgen hat.

Das Herz muss gut sein, aber es kann gar nicht anders, als böse sein, und wir können es nicht ändern. Wie kann Gott uns dafür bestrafen?

Darüber zermartert sich Luther auf seiner Turmstube über Jahre das Hirn, und irgendwann, vermutlich um das Jahr 1517, vielleicht auch etwas später, kommt die Erleuchtung. Luther wird von dem Gefühl überwältigt, die Antwort auf all seine Fragen plötzlich gefunden zu haben: Gott weiß das doch alles. Er weiß, dass wir nicht aus eigener Kraft und durch eigene Willensanstrengung gut werden können. Genau deshalb hat er seinen eigenen Sohn für uns geopfert und mit diesem Opfer für alle Zukunft all die Sünden getilgt, die unserem bösen Herz entspringen. Ein Vater, der seinen Sohn opfert für andere – gibt es einen größeren Liebesbeweis? Dieser eine Beweis macht alles zunichte, was sonst noch in der Bibel über Gott als zornigen Rächer und Despoten steht. Ein Gott, der so etwas tut, muss ein liebender Gott sein, der sich um jede einzelne Menschenseele sorgt. Dieser liebende Gott löst das Problem der menschlichen Unfähigkeit zum Guten, indem er einfach barmherzig darüber hinwegsieht, und darum ist sein Interesse an der Frage, was so ein Menschenkind auf Erden an religiösen Leistungen vollbracht hat, sehr gering, ja eigentlich gleich null.

Daher ist das Einzige, was ein Mensch jetzt noch tun muss, dieses Geschenk anzunehmen. Wer es annimmt, wird zwar nicht gut werden, aber wie neugeboren sein und deshalb mit den anderen Neugeborenen zusammen eine Welt errichten, in der das Schlechte, das aus dem immer noch bösen Herz kommt, in Gutes verwandelt wird. Und wer so lebt, der glaubt, und der Glaube macht ihn gerecht.

Ganz so hat es Luther nicht gesagt. Aber so lautet heute – 500 Jahre danach – die Übersetzung des Lutherworts »Wir sind gerechtfertigt durch den Glauben« in unsere Sprache.

Ob Luther die Tragweite dieser scheinbar kleinen Korrektur am offiziellen Gottesbild gleich erkannt hat, darf bezweifelt werden. Zwar wusste er, dass er mit dieser Korrektur der offiziellen Lehre widerspricht, aber er dachte, die Kirche werde sich über seinen theologischen Erkenntnisfortschritt freuen, denn er bedeutet eine sehr gute Nachricht für die ganze Christenheit.

Doch die gute Nachricht enthielt eine ziemlich schlechte Nachricht für den Papst und seine Bischöfe. Das haben diese vermutlich schneller verstanden als Luther, denn dessen reformatorische Entdeckung hatte eine unvermeidliche Nebenwirkung: Die Priester, die sich als Mittler zwischen Gott und die Menschen gedrängt hatten, um den Menschen die Zeit im Fegefeuer zu verkürzen, werden überflüssig, wenn es genügt, einfach nur das Geschenk Gottes anzunehmen. Und die Bedeutung der Heiligen einschließlich der Jungfrau Maria sinkt.

Wer braucht noch deren Fürsprache bei Gott, wenn dieser den wahrhaft Glaubenden schon freigesprochen hat?

Nebenbei hat Luther damit auch noch der Pilger-, Reise-, Wallfahrts- und Reliquienbranche einen sehr empfindlichen Schlag versetzt. Der von Gott bedingungslos angenommene Mensch hat es nicht mehr nötig, von einem Wallfahrtsort zum nächsten zu pilgern und dort viel Geld zu lassen für die Besichtigung von Wunderorten und Reliquienschreinen, den Kauf heils- und gesundheitsfördernder Devotionalien, die Stiftung von Kerzen und die Dienste des Hotel-

und Gastronomiegewerbes. Einem wesentlichen Teil des päpstlichen Religionsbusiness hat Luther die Geschäftsgrundlage entzogen.

Wie immer, wenn etwas Großes passiert, bilden sich Legenden drum herum. Auch um diese »Rechtfertigung allein aus Glauben« entsteht eine Geschichte, und es ist der Geschichtenerzähler Luther selbst, der daraus ein legendäres Ereignis machte: In seinem Turm-Studierzimmer habe ihn blitzartig, wie durch göttliche Eingebung, die neue, bahnbrechende Erkenntnis durchzuckt, dass wir keiner guten Werke bedürfen, weil Gott uns schon längst so angenommen hat, wie wir sind, in all unserer Sünd- und Fehlerhaftigkeit und Bosheit und Schwäche.

Im Turm also. In seiner Gelehrtenstube. Wie der Blitz. Wieder ein Blitz. Die plötzlich im Turm aufblitzende Wahrheit, also Luthers »Turmerlebnis«, führte zur »reformatorischen Wende«. Große Worte. Geht's auch eine Nummer kleiner?

Nun, vielleicht war's ja doch eher auf dem Klo. Ein geistiger Durchbruch während eines Durchfalls. Luther selbst in seiner unbändigen Fabulier- und Provozierlust hatte einmal die Aufmerksamkeit auch auf diese Variante gelenkt: »Diese Kunst hat mir der Heilige Geist auff dieser cloaca auff dem thorm eingeben.«<sup>9</sup>

Gegner wie Anhänger haben das begierig aufgegriffen – »die einen, um die Reformation als Kloakentheologie zu verspotten; die anderen in andächtiger Verehrung als »das Turmerlebnis«.<sup>10</sup>

Turm, Klo, Blitz – wie es wirklich war, und wann genau das eigentlich gewesen sein sollte, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren und bleibt eine Herausforderung für Kirchengeschichtler und Lutherforscher. Vom Blitz in Stotternheim konnte Luther das Jahr und den Tag nennen, an dem es geschah. Vom Blitz im »thorm« gibt es kein Datum, weshalb die Lutherforscher annehmen, dass das mit der plötzlichen Erleuchtung im Turm vielleicht doch auch wieder eine dieser typischen Geschichten ist, die Luther nur deshalb so erzählt hat, weil sich eine Blitz-Geschichte nun mal besser erzählt und

einprägt als die Geschichte eines langwierigen Erkenntnisprozesses. Die Wahrheit, meinen Lutherforscher, liege aber trotzdem eher in der Geschichte von der allmählichen Verfestigung eines neuen Gedankens als in der Geschichte einer blitzartigen göttlichen Eingebung.

Die Lutherforscher tun sich auch schwer mit der Datierung. Die einen vermuten, schon zwischen 1511 und 1513 habe Luther seine reformatorische Entdeckung gemacht, andere verlegen den Zeitraum auf die Jahre 1515 bis 1519. Aber: Hätte Luther den souveränen Furor, mit dem er gegen das Ablass-Geschäft wettete und seine 95 Thesen veröffentlichte, ohne »Turmerlebnis« schon gehabt? Vielleicht war ihm die Tragweite seiner Erkenntnis nicht sofort bewusst, und es musste erst ein Tetzeln kommen, um ihm bewusst zu machen, was er da in seiner Turmstube ausgebrütet hatte. Daher spricht doch manches für das Jahr 1517.

Aber ist das so wichtig? Egal, wie es zu dem neuen Gedanken kam – als er da war, hat er eingeschlagen wie der Blitz. Und das erlaubt es, weiterhin vom »Turmerlebnis« oder der »reformatorischen Wende« zu sprechen.

Als Luther begriffen hatte, welches Licht ihm aufgegangen war, hatte er erkannt: Der Begriff »Gottes Gerechtigkeit« ist wie eine Kippfigur, die zwei sich ergänzende Bilder in sich vereint. Bisher hat man in all den Jahrhunderten immer nur das eine Bild gesehen, das Bild vom strengen Richter, der gute und böse Taten und Gedanken gegeneinander aufwiegt. Lohn oder Strafe nach Verdienst und Leistung.

Aber jetzt kippt das Bild, und Luther sieht verblüfft etwas völlig Neues, was zwar schon immer da war, aber bisher eben noch von niemandem gesehen wurde. Jetzt sieht der Mann in der Turmstube: »Der Gerechte lebt aus Glauben.« Und das bedeutet: Wer glaubt, ist freigesprochen. Lohn ohne eigene Leistung und Verdienst.

Damit hat Luther dem rätselhaften Paulus-Wort einen neuen Sinn abgetrotzt, und wenn er diesen jetzt auf das Wort anwendet, kann er es besser, »sinngemäßer« übersetzen. Dann lautet der Satz: »So hal-

ten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.«

So einfach soll das sein? Einerseits: Ja, so einfach ist das. Im Prinzip. Andererseits: Wenn man genauer hinsieht, ist es so einfach auch wieder nicht. Was Glaube eigentlich ist, wie man zu diesem Glauben kommt, wie er sich auf die praktische Lebensführung auswirkt, das sind andere Fragen, die Luther in seinem weiteren Leben noch in starke Widersprüche verwickeln werden, die er mit einem Feuerwerk paradoxer Behauptungen zu kontern versucht.

Aber ab ungefähr dem Jahr 1517 steht zunächst einmal Luthers Entdeckung eines neuen Gottesbildes im Vordergrund. Das war mehr als die Lösung irgendeines theologischen Problems. Für Luther war es die Erlösung. Seine verzweifelte Angst vor dem Zorn Gottes hatte ein Ende. Seine religiösen Höchstleistungen, die ihn bis an die Grenze seiner körperlichen und seelischen Belastbarkeit brachten und dennoch nie genügten, waren überflüssig. Als ihm das aufging, habe er sich »völlig neu geboren« gefühlt. Ihm war, als ob er »durch die geöffneten Pforten des Paradieses selbst eingetreten« sei.

Glücklich, befreit, nun besessen von dem Drang, die ganze Welt an seiner Freude teilhaben zu lassen, verlässt er seine Turmstube, geht hinaus und predigt allen, die ihm zuhören: Hört auf mit eurer frommen Selbstoptimierung. Die Sorge um euer Seelenheil ist unbegründet. Beendet eure religiöse Hochleistungsturnerei und nutzt die dadurch gewonnene Energie, um die Welt zu gestalten und zum Guten zu verändern.

Jetzt ändert Bruder Martinus seinen Namen. Jetzt will er nicht mehr Luder heißen, sondern Luther, was von Eleutherius kommt und »der Befreite« heißt. Ab jetzt hat Luther keine Angst mehr. Und den anderen, die diese Angst noch haben, wird er sie nehmen.

Es ist heute fast nicht mehr zu begreifen, wie sich aus solch einer Frage nach dem gnädigen Gott und der gefundenen Antwort darauf so umwälzende Entwicklungen ergeben konnten, die noch immer nach-

wirken und die gesamte weitere Geschichte bis auf den heutigen Tag beeinflussen und es weiter tun werden. Auch der Bruder Martinus hatte es zunächst nicht gleich begriffen. Eleutherius, der Befreite, wird aber nun recht bald in eine lokale Angelegenheit verwickelt werden, auf die er ganz naiv einfach seine taufrische Erkenntnis anwendet. Und entzündet damit ein Feuer, das ganz Europa erfassen wird.

## Wie alles anfing



Das Feuer wäre vermutlich nie entbrannt, wenn zu Luthers Turmerlebnis nicht ein zweites, eher geringfügiges Erlebnis hinzugekommen wäre: das Beichtstuhl-Erlebnis. Ohne dieses Zweite wäre Luther zwar der Urheber einer geistesgeschichtlich bedeutsamen Erkenntnis gewesen, aber sehr wahrscheinlich nicht zum Reformator geworden.

Dieses Zweite ereignet sich an einigen Tagen im Jahr 1517 im Beichtstuhl der Wittenberger Stadtkirche. Dort nimmt Luther den Wittenbergern die Beichte ab.

Einige Beichtende, deren Zahl im Jahr 1517 rasant steigt, kommen mit amtlichen Bescheinigungen zu ihm und meinen, die Beichte eigentlich gar nicht mehr nötig zu haben, denn der Papst selbst habe ihnen schon längst alle Sünden erlassen. Auf so einem Schein steht beispielsweise:

*Wir tun kraft der uns verliehenen Gewalt durch diesen Brief kund und zu wissen, dass der M. Menner von dem von ihm verübten Totschlag freigesprochen ist. Wir befehlen allen und jedem Einzelnen, kirchlichen Amtspersonen und Laien, dass niemand diesen M. Menner irgendwie wegen dieses Totschlages anklage, verurteile oder verdamme. Kostenpunkt: 7 Dukaten.<sup>11</sup> Unterschrift: der Papst.*

Ein Ablassbrief. Gekauft von einem Totschläger. Erworben vom Dominikanermönch Johann Tetzel. Tatsächlich unterschrieben vom Papst.

Luther weiß: Der Papst sammelt mit diesen Ablassverkäufen Geld für den Bau des Petersdoms. Die Ablasspraxis der Kirche gibt es schon lange. Dagegen gibt es nichts einzuwenden, denkt Luther, der damals noch ein sehr frommer, ziemlich gehorsamer und eifriger Diener seiner Kirche war.

Aber: Sieben Dukaten für einen Totschlag? Straffreiheit nicht

nur im Himmel, sondern schon auf Erden, und das alles ohne einen Hauch von Reue und Buße? Einen Dom zur Ehre Gottes mit Blutgeld erbauen?

Es kommt noch schlimmer. Die Beichtenden sehen keinerlei Anlass zur Reue und zu dem Versprechen, ihre Untaten künftig zu unterlassen, denn davon war bei diesem Deal nie die Rede. Wenn es also dem Herrn Menner künftig einfällt, noch jemanden zu erschlagen, dann spart er eben so lange, bis er wieder sieben Dukaten zusammenhat, und schreitet zur nächsten Tat.

Es wird aus jener Zeit auch berichtet, Räuber hätten dem Tetzl für wenig Geld Ablassbriefe für Diebstahl und Raub abgekauft, und ihn hinterher – mit dessen Freibrief in der Hand – überfallen und ihm die prall gefüllte Kasse abgenommen. Ein glänzendes Geschäft. Wissenschaftlich belegt ist das aber so wenig, wie die Erzählung, Tetzl habe für seine Ablassbriefe marktschreierisch mit dem Spruch geworben: »Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele (aus dem Fegefeuer) in den Himmel springt!«

Zwar zirkulierte dieser Spruch im ganzen Land, aber manche sagen, so originell sei Tetzl nicht gewesen, und schreiben Luther die Urheberschaft zu, der damit das System des Ablasshandels mit einem einzigen Satz erklärt hatte. Verbürgt jedoch ist, dass Tetzl einmal geprahlt haben soll, vom Papst persönlich so viel Gewalt und Gnade bekommen zu haben, dass er sogar jemandem vergeben könnte, der die Heilige Jungfrau vergewaltigte.

Nicht nur das eigene Sündenkonto konnte durch Geld entschuldet werden, sondern auch das der verstorbenen Angehörigen. Dadurch verkürzte sich deren Aufenthaltsdauer im Fegefeuer. Nach kirchlicher Lehre kamen nur Heilige sogleich nach ihrem Tod in den Himmel. Normal Sterbliche jedoch mussten erst im Fegefeuer schmerzhaft von ihren Sünden »weiß gebrannt« werden, ehe sie mit »weißer Weste« durch die Himmelspforte schlüpfen durften. Und der Aufenthalt im Feuer dauerte umso länger, je schwärzer die Weste war.

Auch bei diesem Deal erwies sich Tetzels als äußerst rührig und geschäftstüchtig, und es war Luther selbst, der schimpfend erzählte, wie skrupellos der Mönch an das Gewissen der Leute appellierte, um an deren Geld zu kommen: »Der Tetzels machte es zu grob mit dem Ablass, denn er war so unverschämt zu predigen: Siehe deine Mutter an, wie sie von den Flammen des Fegefeuers gequält wird! Und das leidet sie nur deinetwegen, weil du zu geizig bist, ihr mit einem Groschen zu Hilfe kommen.«<sup>12</sup>

Das ganze Ablasswesen samt Fegefeuer wird Luther erst etliche Jahre später auf den Abfallhaufen für religiöse Irrtümer werfen. Jetzt aber, im Jahr 1517, wo er zum ersten Mal von diesem Tetzels hört, regt ihn vor allem dessen Marktschreierei auf. Und dass der Sündenerlass nicht mehr an die Bedingung von Reue und Buße geknüpft wird, gefällt ihm gar nicht. Am meisten aber quält Luther der Betrug an seinen Schäflein. Die zahlen Geld für ein Produkt, das gar nicht funktioniert, aber marschieren im Vertrauen darauf, dass ihre Sünden vergeben seien, geradewegs in die Hölle. Also: Nicht die Ablasspraxis kritisiert Luther, sondern nur deren Missbrauch. Er wähnt sich in dieser Kritik in Übereinstimmung mit dem Papst, der diese Praxis, wenn er davon wüsste, gewiss unterbinden würde, denkt Luther.

Seinen Schäflein im Beichtstuhl sagt er: Sündenvergebung ohne Reue und Buße, aber mit Geld – das wird Gott nicht anerkennen. Das wird ein böses Erwachen geben, wenn ihr einst vor eurem Richter steht und er euch das Konto mit den Sünden zeigt, von denen ihr gedacht hattet, sie seien getilgt. Deshalb weigert Luther sich, die Beichtenden von ihren Sünden freizusprechen und mahnt sie eindringlich, diesem Tetzels nichts abzukaufen.

Daraufhin gehen diese ins benachbarte Brandenburg nach Jüterbog oder Magdeburg, wo Tetzels die Ablässe verkauft. Und natürlich erzählen sie ihm, was Luther ihnen gesagt hat. Und damit nimmt die Geschichte nun ihren Lauf.

Tetzels wütet und tobt. Seit mehr als zehn Jahren schon betreibt er im Auftrag des Papstes sein Ablassgeschäft, und noch nie hat es

irgendwelche Beanstandungen gegeben. Was bildet dieser Luther sich ein? Was glaubt der, wer er sei? Wie kann der unbedeutende Prediger aus Wittenberg es wagen, ihm, dem vom Papst Bevollmächtigten, ins Handwerk zu pfuschen? Was geht diesen Kerl in Wittenberg überhaupt an, was er in Magdeburg tut?

Rasch holt der Dominikaner die Keule hervor, mit der bisher schon jeder Unruhestifter wieder zur Vernunft gebracht werden konnte: Wer gegen ein Schreiben aufbegehrt, das die Unterschrift des Papstes trägt, begehrt gegen den Papst auf, ist ein Ketzer, und also des Todes. »Der Ketzer soll mir in drei Wochen ins Feuer geworfen werden«, sagt Tetzels im November 1517<sup>13</sup>. Wütend berichtet der Mönch den Fall »nach oben« und lässt Luther dies auch wissen.

Dabei ist Tetzels nun aber an den Falschen geraten. Als dem zuge tragen wurde, dass der Dominikanermönch nicht daran denke, seinen Ablasshandel einzustellen, ist es Luther, der wütet und tobt. Und später berichtet er: »Da ging ich herzu wie ein geblendetes Pferd, denn der Tetzels machte es gar zu grob mit seinem Ablass.«

Und nachdem er herzu gegangen war wie ein geblendetes Pferd, kündigte er an, »nun will ich der Paucke ein Loch machen«. Das tut er, und zwar so wirkungsvoll, dass er selber davon überrascht wurde.

Er setzt sich hin und schreibt auf, was aus theologischer Sicht gegen die Tetzelsche Art des Ablasshandels spricht. Da geht es um Sünde, Strafe, Buße und Reue – ein Thema, bei dem er sich nun wirklich auskennt. Und er wendet auf das Thema auch gleich alles an, was er sich in jahrelanger Mühe in seinem Turmstübchen erarbeitet hatte.

Jetzt spricht nicht mehr der Seelsorger, sondern der Wissenschaftler, der die Ablasslehre seiner Kirche theologisch zu durchdringen versucht und dabei frisch und unbefangenen seine nagelneue Erkenntnis auf das Problem anwendet. Selbstbewusst bemerkt er, der Papst habe es nötiger, dass man für ihn bete, als dass man ihm Geld schicke. Und er fragt: Wenn er schon die Macht hat, Sünden zu vergeben, warum erlässt er sie dann nicht den Menschen aus Liebe und Barmherzigkeit? Oder, und da kündigt sich bereits der spätere, schär-

fere, den Papst nicht fürchtende Luther an: Warum erbaut der Papst, der reicher ist als die reichsten Leute, nicht die Peterskirche mit seinem eigenen Geld?

Solche Worte hat die Welt noch nicht gehört. Aber die Ohren dafür waren gespitzt.

Am Ende hat Luther 95 Thesen über den Ablasshandel zusammen und die nagelt er am 31. Oktober 1517 eigenhändig und unter großem öffentlichen Aufsehen mit dem Hammer an die Tür der Wittenberger Schlosskirche. Es sind Hammerschläge mit Donnerhall, deren Lärm im ganzen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und darüber hinaus vernommen wird. Deshalb feiern die evangelischen Christen an jedem 31. Oktober nicht Halloween, sondern den Beginn der Reformation, und im Jahr 2017 wird das dann 500 Jahre her sein.

So jedenfalls wurde die Geschichte im weiteren Verlauf bis ins letzte Jahrhundert erzählt. Und man kann sie ruhig auch heute noch so erzählen, obwohl wir inzwischen auch von dieser Geschichte wissen: Sehr schön, aber eigentlich ist es wieder einmal ein bisschen anders gewesen.

Zwar stimmt die Hauptsache: Luther hat die 95 Thesen um den 31. Oktober herum tatsächlich geschrieben. Aber die schmückenden Details, die ein Ereignis erst zu einem großen geschichtlichen Datum machen – der Reformator, wie er eigenhändig seine These an die Wittenberger Kirchentür schlägt, und wie diese donnernden Anschläge augenblicklich im ganzen Reich nachhallen – sind sehr wahrscheinlich eine spätere Erfindung der Luther-Verehrer, denn: Luther war damals von seiner Reformatorenrolle noch weit entfernt. Und er hat die Thesen auf Lateinisch verfasst, also nicht fürs Volk, sondern für seine akademischen Kollegen, die Fürsten und Fürstbischöfe. An sie, auch an Albrecht von Brandenburg, in dessen Machtbereich Tetzel die Ablässe verkaufte, hatte Luther seine Thesen per Post geschickt. Wenn es ihm um Aufruhr gegangen wäre, hätte er schon auf Deutsch schreiben müssen. Tatsächlich wollte er aber eigentlich nur erreichen, dass dem Tetzel mit seiner gar zu groben Marktschreierei



keine Habe Gottes

# Genade Gottes

Erpressungsmethoden  
der Ablassprediger

Ablassprediger irren

# Vergebung

durch Jesus Christus

Zügellosigkeit

und Frechheit

der Ablassprediger

jemand von oben in die Parade fährt und dafür sorgt, dass der Ablassverkauf wieder in die theologisch korrekte Spur gebracht wird.

Es war der katholische Lutherforscher Erwin Iserloh, der im Jahr 1961 an der schönen Geschichte vom Thesenanschlag zu zweifeln begann. Seine Begründung: Luther selbst hat in all seinen vielen Reden und Schriften diese Kirchentürgeschichte nie erwähnt. Ist das nicht seltsam? Wenn er die 95 Thesen tatsächlich eigenhändig an die Kirchentür genagelt hätte, hätte er doch bestimmt eine schöne Geschichte daraus gemacht und sie in immer neuen Varianten immer wieder erzählt. Aber nichts dergleichen liegt vor. Kein Wort.

Urheber der Geschichte war Luthers wichtigster Partner Philipp Melanchthon, der jedoch kein Augenzeuge gewesen sein konnte, da er erst 1518 als Professor an die Wittenberger Universität berufen wurde. Und er hat die Geschichte erst nach Luthers Tod erzählt.<sup>14</sup>

Der Sache deutlich näher gekommen sind die Lutherforscher, als sie vor einigen Jahren ein Neues Testament entdeckten, mit dem Luther gearbeitet hatte. In diesem Buch fanden sie eine handschriftliche Bemerkung von Luthers Sekretär Georg Rörer. Darin heißt es: »Im Jahr 1517 am Vorabend von Allerheiligen sind in Wittenberg an den Türen der Kirchen die Thesen über den Ablass von Doktor Martin Luther vorgestellt worden.«<sup>15</sup>

Also: Die Thesen wurden tatsächlich an der Kirchentür angebracht, aber nicht nur an einer, sondern an mehreren Kirchentüren, und nicht von Luther persönlich, sondern sehr wahrscheinlich vom Pedell der Wittenberger Universität. Der Zweck dieser Plakatierung bestand nicht darin, das Heilige Römische Reich in seinen Grundfesten zu erschüttern, sondern darin, zu einer öffentlichen Fachdiskussion an der theologischen Fakultät einzuladen. Thema der Diskussion: die 95 Thesen. In dieser Einladung heißt es: »Aus Liebe zur Wahrheit und in dem Bestreben, diese zu ergründen, soll über die folgenden Sätze diskutiert werden.«<sup>16</sup> Das Echo auf diese Einladung war so gering, dass die Veranstaltung abgesagt wurde.<sup>17</sup>